

DER FRIEDERIZIANER

Mitteilungsblatt der Vereinigung ehemaliger Schüler des
Nummer 12 Friedrichs-Gymnasiums zu Herford Oktober 1954

Herford, eine siedlungsgeographische Studie

Gustav Schierholz

Daß unser Friedrichs-Gymnasium eine altehrwürdige Anstalt ist, ist allgemein bekannt, ebenso daß sie im Jahre 1540 vom Herforder Münster in das verlassene Augustinerkloster an der Brüderstraße übersiedelte und in die gemeinsame Obhut der Stadt und der Fürstabtei genommen wurde. Wie es aber zur Gründung der abteilichen Lateinschule am Münster gekommen ist, darüber gibt es keine urkundlichen Quellen. Wir sind nur auf gelegentliche Erwähnung einer Schule am Münster angewiesen. Da wird von Schulmeistern berichtet, da heißt es von jungen Damen, die in die Schule eintraten, von einer Knabenschule, die jedenfalls der Aufgabe diente, junge Geistliche heranzubilden. Das eine steht jedenfalls fest, Herford war schon im frühen Mittelalter eine Kulturstätte. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, war doch Herford im Ravensberger Land für Jahrhunderte die einzige bedeutende Siedlung, angrenzend an die Bischofsstädte Paderborn, Osnabrück und Minden, am Rande des Teutoburger Waldes und Wesergebirges.

Wie kam aber Herford zu dieser bevorzugten Stellung? In der Hauptsache beruhte sie auf der günstigen Lage. Hier kreuzten sich 2 Fernhandelsstraßen, die eine vom Niederrhein durch das Ruhrgebiet und den Teutoburger Wald zur Weserfurt bei Vlotho und weiter zur Elbe bei Magdeburg, dem Haupthandelsplatz nach dem slawischen Osten. Die alten Handelswege führten über die Berge und mieden die sumpfigen Flußniederungen. Das war jedoch nicht immer möglich. So mußte das morastige Werretal bezwungen werden, ein in damaliger Zeit schwer zu nehmendes Hindernis. Da bot die Natur eine willkommene Hilfe in der Nähe des Hofes Herivurth. Aus der Altstädter Feldmark heraus ragte zungenförmig in die Werreniederung eine Bodenschwelle, die sich bis auf wenige 100 m dem jenseitigen Steilufer näherte, daher einem Übergang nicht mehr so große Schwierigkeiten bot, wie die sonst überall etwa 1000 m breite morastige Flußniederung. Diese von der Natur geschaffene Erhöhung konnten die Fernlastzüge gefahrlos benutzen. Die Straße lag hoch, wenigstens höher als die umgebende Niederung, sie wurde daher auch die „Hohe Straße“, die „alta platea“, die „Honstraße“ (heute Johannisstraße) genannt.

Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme lieferten die Baugruben zu beiden Seiten der Straße, die bei der Neubebauung ausgehoben

wurden. Gegenüber der Einmündung der Brüderstraße in die Johannisstraße beginnt der Abstieg der Straße zur Sumpfniederung, die vielleicht mit Hilfe eines Bohlenweges passierbar gemacht wurde. Die Fernhandelsstraße verlief dann auf dem Steilhang zum Luttenberge und führte zur Weserfurt bei Vlotho.

Eine 2. Fernhandelsstraße kam von Holland über Osnabrück — Enger — Steinstraße — Gänsemarkt — Radewiger Straße — Bäckerstraße und führte zur unteren Rennstraße. Dort traf sie mit der ersten Fernhandelsstraße zusammen, benutzte mit ihr gemeinsam die „alta platea“ und zweigte jenseits der Werre in Richtung Salzuflen, Lemgo, Hameln ab.

Auf diesen Fernhandelsstraßen verkehrte der Kaufmann und lockte durch seine Ware Käufer an. So entstand am Kreuzungspunkt eine Marktsiedlung, der schon im 9. Jahrhundert das Markt-, Münz- und Zollrecht verliehen wurde. (Urkundlich erneuert 973.) In unmittelbarer Nähe dieses Kreuzungspunktes befand sich inmitten der Sumpfniederung zwischen Werre und Aa ein trockener Sandhügel, der vielleicht in unsicheren Zeiten eine Zufluchtstätte für die Bewohner der drei großen Urhöfe Libbere, Herivurth und Adonhusa bot. Hier gründete im Jahre 789, der mündlichen Überlieferung zufolge, ein sächsischer Edeling Waltger oder Wolderus, der Christ geworden war, ein Frauenkloster, das sich jedoch nicht als lebensfähig erwies. Vielleicht war der zum Unterhalt dienende Grundbesitz zu unbedeutend, vielleicht waren auch die Zeiten noch zu unsicher, da der Kampf zwischen Franken und Sachsen noch nicht beendet war. Zu einer endgültigen Gründung kam es erst unter der Herrschaft Ludwig des Frommen, der dem Kloster, ebenso wie seine Nachfolger, bedeutenden Grundbesitz schenkte. Ein Höferegister aus dem 12. Jahrhundert verzeichnet 39 große Oberhöfe und an die 500 Bauerngehöfte. Das Kloster wurde schon bald nach seiner Gründung in ein Damenstift umgewandelt und den Töchtern des sächsischen Hochadels vorbehalten. Ebenso wie die Bischofssitze Paderborn, Osnabrück und Münster diente das adlige Damenstift Herivurth als Missionszelle, die Stiftskirche als Gaukirche. Der Platz war günstig gewählt, da die Bewohner der umliegenden Ortschaften zum Tausch ihrer Ware die Märkte besuchten und damit in den Einfluß des Klosters kamen.

Um das Stift entwickelte sich im Laufe der nächsten 400 Jahre eine Kaufmannssiedlung, die von weither Ansiedler anzog und im Jahre 1224 durch Anlage einer Neustadt erweitert wurde. Die Kaufleute waren seßhaft geworden, kamen zu Wohlstand und schützten ihre Siedlung durch Wälle gegen feindlichen Überfall. So entstand neben der abteilichen Freiheit, die durch eigene Wälle geschützt war — der Name „Binnenborg“ deutet darauf hin — der Stadtteil Adonhusa (später Radewig genannt), die Altstadt und die Neustadt. Alle diese Stadtkerne, von denen Radewig und die Altstadt schon früher durch Wälle geschützt waren, wurden nach Gründung der Neustadt im 13. Jahrhundert mit einer gemeinsamen Schutzmauer und einem Graben umgeben. Um diese Zeit war die Stadtentwicklung vollendet. Wenn auch die Äbtissin als Grundherrin die Oberherrin der Stadt war, so verstanden es doch die Großkaufleute sich nach

und nach in den Besitz der Stadt zu bringen und die Rechte der Äbtissin zu schmälern.

Aus der Kaufmannssiedlung wurde im Laufe der Jahrhunderte die blühende Hansestadt und später die Freie Reichsstadt, wenn auch in eingeschränktem Maße. Handel und Wandel blühten; daneben kam auch das geistige Leben nicht zu kurz, beeinflusst durch die Fürstabtei und die zahlreichen geistlichen Niederlassungen.

August Ostermann:

Ein Seneca-Satz in seiner Bedeutung für unsere Existenz in der Gegenwart:

„Omnia aliena sunt, tempus tantum nostrum est“

Nur die Zeit gehört uns, sonst nichts

Je größer im technischen Zeitalter die Fülle der Eindrücke ist, die schon im Alltag auf den Menschen einströmt, je mehr durch die Apparatur der Technik seine Erlebnismöglichkeiten noch vervielfältigt werden, um so mehr wird die Erlebniskraft sehr vieler Menschen durch die Gegenwart absorbiert. Deshalb ist es heute mehr als früher eine entscheidende Auswirkung der Bildung des Menschen, daß er für all das, dem er seine Aufmerksamkeit zuwenden kann, Wertmaßstäbe bekommt. Mit ihnen erhält er einen ausscheidenden Filter für alles Unwesentliche, und seine Energien werden frei für das Wesentliche. Da der Jugendliche, wenn er nicht ungewöhnlich begabt ist, im allgemeinen diesen Filter nur in geringem Maße besitzt, konzentriert sich das allen Reizen offene jugendliche Bewußtsein heute in früher nicht gekanntem Ausmaße auf die Gegenwart. Daher bedarf es mehr als vor etwa 50 Jahren besonderer Impulse, wenn man eine erlebnisstarke Begegnung junger Menschen mit den Werten der Vergangenheit herbeiführen will. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, aus dem Bildungsgute der Jahrhunderte eine sorgfältigste Auswahl noch heute für die Jugend lebendig zu machenden Kulturgutes zu treffen.

Unumstritten war in dieser Hinsicht im Bereiche der Antike stets die Gestalt des Sokrates, der ja nicht Philosoph, sondern Protreptiker, Erzieher, war. Und seit Platon wollte dann die ganze griechische Philosophie eine Erziehungswissenschaft auf metaphysischer Grundlage sein. Man darf aber sagen, daß keine Philosophie der Antike eine größere charakterbildende Kraft entwickelt hat, als die Stoa. Als Schullektüre kommt da vor allem Seneca in Betracht. Aus keinem Bereiche der Philosophie bringt Albert Schweitzer in seiner „Ethik“ in ähnlichem Ausmaße seitenlange Zitate, wie aus dem der jüngeren Stoa, zu der Seneca gehört. Im Gegensatz dazu hat in Deutschland bis in die letzten Jahrzehnte hinein sowohl in den Vorlesungen an der Universität als auch in der Schule Seneca nicht die ihm zukommende Rolle gespielt. Die unvergleichliche Gegenwartsnähe und die formende Kraft insbesondere seiner „epistulae morales“ — verglichen etwa mit manchen Reden Ciceros und auch seinen Briefen — hat sich mir wieder und wieder bestätigt, seitdem ich in Prima Latein gegeben habe. Die unvergänglichen Werte, auf denen die spezifische Bedeutung des hu-

manistischen Gymnasiums beruht, sind aber doch, so hoffen wir, nicht zuletzt einigendes Band zwischen den „Ehemaligen“ und ihrer Schule. So rechtfertigt sich wohl der Versuch, an dieser Stelle nach einer kurzen Rück Erinnerung an das, was für die Stoa und die Persönlichkeit Senecas besonders kennzeichnend ist, deutlich zu machen, was ein einziger Satz aus einem seiner Briefe noch heute für unsere Existenz bedeuten kann.

Die Ethik der Griechen war in der klassischen Zeit auf den Glauben an den Staat und seine Götter als absolute Werte gegründet. Mit dem Verluste der Freiheit — erst durch die Makedonen, hernach durch die Römer — brach deshalb nicht nur der Staat, sondern auch der Glaube an die Götter und mit ihm die Sittlichkeit zusammen. Stoiker, Epikureer und Skeptiker fragten nun, wie der Mensch in dieser sittlichen Katastrophe sein Ich zu behaupten vermöge. Die Stoa sagte: Die Menschheit hat geirrt, indem jeder sein Selbst in etwas anderem außer ihm verankerte. Der Mensch muß unabhängig werden von der Welt!

Die Ursache dafür, daß man sich an Vergängliches gehängt hatte, sah man in einer Art Vernunftkrankung des Menschens. Sie hat, so sagte man, die Triebe, die Leidenschaften: die Lust oder die Trauer, Begierde und Furcht, zur Herrschaft kommen lassen. Durch sie ist der Mensch abhängig geworden von der Welt. So hat er seine innere Freiheit, die Unabhängigkeit des Selbst verloren. Wenn nun auch die naturwissenschaftlich-medizinische Erkenntnis unserer Tage sagt, der Mensch sei kein Wesen der absoluten Freiheit, so darf man sich doch wohl an die von Max Planck gegebene Formulierung halten, daß der Mensch zwar von außen gesehen unfrei, von innen gesehen aber frei sei. So können wir auch heute das von der Stoa aufgestellte Heilziel bejahen: die Unabhängigkeit des Selbst, die Autarkie, wiederzuerringen. Das Heilmittel gegenüber dem Krankheitszustande des Menschen sah nun die Stoa folgerichtig in der Befreiung des Menschen von den Leidenschaften, ihre Umwandlung in vernünftige Seelenstimmungen durch die Vernunft. Diese vermag ihm zum Beispiel nach ihrer Ansicht die Todesfurcht zu nehmen, die man als eine Vergewaltigung der Vernunft durch das Gefühlsleben ansah. Noch Montaigne sagte ja ganz in diesem Sinne: „Philosophieren heißt zu sterben lernen“. Das Ergebnis der so gekennzeichneten Ausheilung ist dann die Apatheia, die Affektlosigkeit. Wer sie erreicht hat, für den verdienen die Güter und Übel der Welt diese Namen nicht mehr. Für den Weisen sind sie Äußerlichkeiten, Dinge, auf die es nicht ankommt, Adiaphora. Er ruht vielmehr in sich und findet volles Genügen an dem Guten, das in ihm ist. Die göttliche Vernunft, der Logos, hat die ganze Welt hervorgebracht und durchdringt sie. Von ihm heißt es ja auch in den ersten Sätzen des Johannesevangeliums: „Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist.“ Da dieser Logos also die ganze Welt durchdringt, ist nach stoischer Ansicht die menschliche Vernunft nur ein Teil der göttlichen. Sie macht das innerste Wesen des Menschen aus. Sich von ihr leiten lassen, heißt also letzten Endes Gott folgen. Tugend bedeutet demgemäß Harmonie zwischen dem Mikrokosmos und dem Makrokosmos, Einstimmigkeit mit dem Logos, dem objektiven Sein oder Gott. Nach dieser Tugend zu streben, ist das einzige und letzte

Ziel des Menschen, zu dem er geschaffen ist. Sie ist das einzige Gut; ihr Besitz genügt zum Glück des Menschen. Da der Logos, wenn auch nur als Fünkchen, in allen Menschen lebendig ist, ergibt sich daraus die Solidarität aller Menschen. „Alle sind Söhne des einen Gottes“ heißt es bei Epiktet. Das Gemeinschaftsideal der Stoa ist deshalb der Kosmopolitismus, der aber die treue Pflichterfüllung gegenüber dem Staate, dem man angehört, nicht ausschließt. „Vaterlandsliebe und Menschheitsliebe sollen nicht in ein- und demselben Herzen wohnen können? Sie sollen es, sie müssen es“ sagt z. B. Romain Rolland. — Da also alle Menschen Bürger des einen göttlich-vernünftigen Weltstaates sind, erscheint bei der Stoa zum ersten Male der Gedanke der allgemeinen Menschenwürde. Durch die Anerkennung des Göttlich-Vernünftigen in jedem Menschen ergibt sich die Forderung der Menschenliebe. Der Zusammenhang aller vernünftig-sittlichen Wesen auf Erden ermöglicht auch über die Tugenden der Einsicht, Besonnenheit und Tapferkeit hinaus die Ausübung der Gerechtigkeit. Der Logos ist somit das Organ, mit dem die Wirklichkeit nicht nur begriffen, sondern auch gemeistert werden kann. So wurde die Stoa die Schöpferin des höchsten Menschheitsideals: der Humanität.

Sie entwickelt damit eine besondere Lebensform und prägte einen neuen Menschentypus. Diese Existenzform blieb etwa 800 Jahre im allgemeinen die gleiche. Eine größere Wandlung vollzog sich, als die stoische Philosophie durch Panaitios nach Rom gebracht und mit dem Geiste des Römertums zu einer Einheit verschmolzen wurde. In starkem Gegensatz zu seiner nüchternen Art stand sein Schüler Poseidonios, der berühmteste Gelehrte des hellenistischen Zeitalters, der aus starkem religiösem Gefühl heraus die kosmische Verankerung des Menschen tiefer begründete. Seine Gedankenwelt ist es im wesentlichen, die dann später Seneca in lateinischer Sprache in glänzendem Stile gestaltete.

Er wollte zunächst vor allem die römischen Herrenmenschen, die zu Verwaltern des Weltreiches berufen waren, für die Menschlichkeit gewinnen. In Rom erhob er in der Zeit größter sittlicher Entartung die kategorische Forderung, man müsse sich bemühen, sittlich vollkommen zu werden. Wenn er in seiner Schrift „de brevitate vitae“ sagt, der größere und bessere Teil des Lebens müsse dem Staate geweiht werden, etwas Zeit dürfe man aber auch sich selbst widmen, so ist ersichtlich, daß er als Römer hier unter dem Einflusse des Panaitios steht. Bei solcher Einstellung konnte ihm keine schönere Aufgabe zufallen, als die, im Dienste des Staates als Erzieher und politischer Berater Nero als den zukünftigen Herrn der Welt für sein schweres Amt vorzubereiten, da die Persönlichkeit des Kaisers zugleich das Wesen seines Volkes in entscheidender Weise beeinflussen mußte. Als dann im Jahre 54 der Kaiser Claudius von seiner Gattin Agrippina vergiftet wurde und diese für ihren unmündigen Sohn Nero selbst die Regierung führen wollte, nahm ihr Seneca, auf den Stadtpräfekten Burrus gestützt, geschickt die Zügel der Regierung aus der Hand. Die folgenden sieben bis acht Jahre seiner Staatsführung, bei der ihm Augustus als Vorbild vorschwebte, wurden die vielgepriesene goldene Zeit Roms. Sie wurde auch vom Apostel Paulus anerkannt, der von Korinth

aus in seinem Briefe an die Römer im 13. Kapitel schreibt: „Sie ist Gottes Dienerin dir zu gut.“ — „Die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten.“

Bei der Größe der Persönlichkeit Senecas gehört es mit zu dem Erstaunlichsten, daß er während seiner Reichsverwaltung, von der Trajan, der vielleicht beste aller Kaiser Roms sagte, hinter ihr stünden bis auf seine Zeit die Leistungen aller Kaiser zurück, seine Zeit so auszunutzen verstand, daß er gleichzeitig so wichtige Werke wie das über die Wohltätigkeit zu schreiben vermochte. Seine Schriften waren, wie die zur sittlichen Wiedergeburt des Volkes erlassenen Gesetze des Kaisers Augustus, Regierungshandlungen. Das eben genannte Werk stellte den Gipfel all dessen dar, was die Antike über Menschenliebe und die Pflicht zu sozialer Hilfe hervorgebracht hat. Die Humanität Senecas wirkte sich aus bis auf das klassische römische Recht der späteren Kaiserzeit und ebenso auf die Pflichtenlehre der christlichen Kirchenväter. Wenn Paulus an der genannten Stelle sagte: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst“, so war das ja derselbe Gedanke, den Seneca als Regent der Welt zurief. Die Tugendlehre, die er im Hinblick auf das praktische Leben voll mannigfaltiger Abwandlungen in lebendigstem Stile vortrug, berührte sich vielfach sehr eng mit der Lehre der Evangelien. Denn auch das religiöse Moment spielte ja bei Seneca eine sehr große Rolle. So versteht man, daß die Kirchenväter, die Senecas Werke eifrig lasen und ausschrieben, den Verfasser vom 5. Jahrhundert ab für einen Christen hielten. Schließlich wurde ihm sogar ein Briefwechsel mit dem Apostel Paulus angedichtet, der von manchen bis in neuere Zeiten hinein für echt gehalten wurde.

Daß sich später im ethischen Bereich geradezu eine stoisch-christliche Synthese ergab, welche Grundlage der abendländischen Sittlichkeit wurde, beruht besonders auf der letzten Wandlung Senecas, von der jetzt zu sprechen ist.

Als bei zunehmender Entartung Neros etwa Ende des Jahres 62 die letzte Hoffnung auf eine Erneuerung des Staates aus stoischem Geiste zunächst versank, wandte sich Seneca im Einklang mit der altstoischen Lehre von seiner staatspolitischen Tätigkeit ab und begründete in seiner Schrift „de otio“ seine Wandlung von der römisch-stoischen Haltung zu einem Humanismus, der sich auf den Kosmos und das Ewige richtete. An die Stelle der *vita activa* trat die *vita contemplativa*. Jetzt schreibt er nicht mehr für die Menschen eines Staates, sondern für alle Menschen und ihre ewigen Aufgaben. Der Erzieher Neros wird zum „*paedagogus generis humani*“. Der Begriff der *virtus* und andere alte römische Werte bekommen einen neuen Gehalt. Es ist gewiß etwas Großes, daß es in dieser Zeit trotz der schwindenden nationalen Kraft geistige Führer gab, die nicht im Pessimismus versanken, sondern noch einmal ein sittliches Ziel aufstellten, ungefähr im Sinne Albert Schweitzers: „Pessimistisch ist mein Erkennen, optimistisch mein Wollen und Hoffen.“ Trotzdem wird man vielleicht einen Augenblick bei der wohlbegründeten Vorstellung verweilen, daß das Volk Seneca als Kaiser zugejubelt hätte, wenn Nero

von ihm gestürzt wäre. Aber zum Tyrannenmörder war er nicht geschaffen. Er führte jetzt meistens auf dem Lande in der Einsamkeit ein einfaches Leben, das in der Stille nur den Studien gewidmet war. Trotzdem kam er — wie es scheint, nicht ohne Grund — im Jahre 65 in den Verdacht der Mitwisserschaft bei der großen pisonischen Verschwörung und mußte sich auf Neros Weisung selbst das Leben nehmen.

In der letzten Zeit vor seinem Tode, in der sein Leben schon durch die Bestiennatur Neros bedroht war, entstand das klassische Alterswerk: die „*epistulae morales*“, aus denen hervorgeht, daß er wußte, was ihm bevorstand. Im 26. Briefe steht nämlich: „Ob ich tapfer bin, werde ich in meiner Todesstunde zeigen.“ In diesem gedankenreichsten und deshalb unvergänglichsten seiner Werke behandelt er Fragen des persönlichen Lebens für den einzelnen und für sein Verhalten anderen gegenüber.

Auf seinen „Briefen“ beruht nicht zuletzt Senecas Wirkung auf die Jahrhunderte. Die mittelalterlichen Blütenlesen aus seinen Werken wurden fortgesetzt durch Erasmus von Rotterdam. Bei Francis Bacon von Verulam und Shakespeare ist sein Einfluß nachzuweisen. Calvin, Montaigne und Diderot haben sich zum Teil in enthusiastischer Begeisterung wissenschaftlich mit ihm beschäftigt. Von den Franzosen ist er überhaupt stets aus einer gewissen Wahlverwandtschaft heraus hochgeschätzt worden, findet sich doch bei ihm sozusagen zum ersten Male das, was die Franzosen *esprit* nennen. Montaigne ist geradezu als der französische Seneca bezeichnet worden, und noch heute gehört der Verfasser der *epistulae morales* in Frankreich zu den beliebtesten Schulschriftstellern.

Bei den Deutschen hat die Verbindung von ethischen Gedanken mit scharf geschliffener Form weniger Verständnis gefunden. Es ist gewiß sehr bemerkenswert, daß kaum irgendein deutscher Philosoph so stark von Seneca beeinflusst ist wie Schopenhauer, von dem man, wohl etwas übertreibend, gesagt hat, im philosophischen Schrifttum aller Völker und Zeiten gebe es keinen Denker, der seine Lehre mit so leuchtender Klarheit und so anschaulicher Schönheit vorgetragen habe, wie er. Wenn Seneca heute in Deutschland auch in weiteren Kreisen etwas mehr geschätzt wird, findet er die größte Beachtung doch anscheinend im angelsächsischen Bereich. Rich. M. Gummere meint am Schlusse seiner Schrift „*Seneca the philosopher and his modern message*“ (Boston 1922), es sei vielleicht in unserer Zeit die Sendung Senecas, eine Hilfskraft zu werden zu einem tieferen Christentum. Schon nach diesen wenigen Andeutungen wird man verstehen, daß mein Göttinger Lehrer Professor Max Pohlenz am Schlusse seines grundlegenden Werkes über die Stoa den Wunsch ausspricht, es möchte in einem zusammenfassenden Werke die Wirkung der Stoa auf unsere Kultur dargestellt werden. Ein solches Buch könnte wegen der außerordentlichen Fülle des Stoffes wohl nur als Frucht einer ganzen Lebensarbeit entstehen, bei der dies Ziel stets im Auge behalten wurde. Wenn es erscheinen sollte, würde es bei denen, die entweder nur die Antike, oder nur die Kultur der Neuzeit genauer kennen, hinsichtlich der Wirkung der Stoa, zum Beispiel auf die Zeit von der Aufklärung bis zur Klassik, wahrscheinlich Überraschung hervorrufen.

Im nächsten Hefte wenden wir uns Senecas Satze zu: Omnia aliena sunt, tempus tantum nostrum est“ — Alles andere gehört uns nicht wirklich zu eigen, nur die Zeit! Wir möchten deutlich machen, zu welchen Gedanken diese Worte uns heute hinzufügen vermögen.

Chronik

Pickertessen

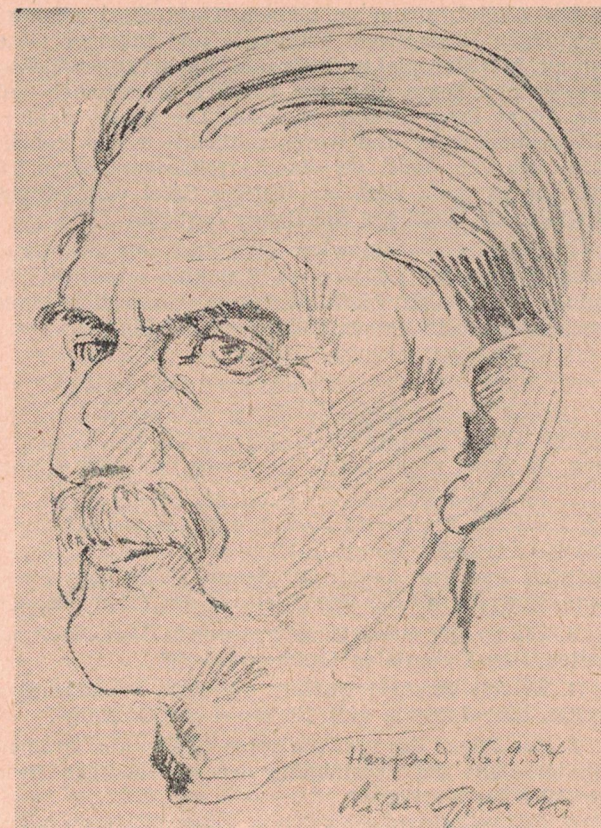
Zum Pickertessen am 25. 9. 1954 hatten sich etwa 60 Teilnehmer bei Rieso eingefunden. Man schwelgte in Pickert und Bier und hörte mit Vergnügen Ewald Lütjens zu, der einen amüsanten, leicht ironischen Bericht über das letzte Pickertessen vortrug. Dazu sang man die altvertrauten Kommerslieder. Gegen 24 Uhr fand der heitere Abend seinen Abschluß.

Fackelzug für Professor Schatte

Am 9. September 1954 feierte Professor Ernst Schatte seinen 95. Geburtstag. Aus diesem Anlaß brachten ihm die Lehrer und Schüler des Friedrichs-Gymnasiums und die ehemaligen Schüler einen Fackelzug.



Vorweg die Feuerwehrkapelle, setzte sich der Zug von der Brüderstraße aus gegen 20 Uhr in Bewegung. Mindestens 300 Teilnehmer gingen mit, zahlreiche Herforder waren als Beobachter auf den Straßen. Professor Schatte nahm die eindrucksvolle Ehrung am Fenster seines Hauses am Otto-Weddigen-Ufer gerührt entgegen. Der Vorsitzende der Vereinigung



Zeichnung:
Richard Sprick

brachte ein Hoch auf das Geburtstagskind aus, und Professor Schatte rief: „Hoch lebe das Gymnasium!“ Die Ovation endete mit dem gemeinsam gesungenen Choral „Lobe den Herren“.

Schulfest

Am 28. Juli 1954 veranstaltete die Schule in den Räumen des Schützenhofes ein Sommerfest. Zunächst versammelten sich am Nachmittag die Schüler mit ihren Eltern und Lehrern im großen Schützenhofsaal zum Kaffeetrinken. Während des Kaffeetrinkens spielte eine Schülerkapelle flotte Weisen. Oberstudiendirektor Brumberg begrüßte die Festteilnehmer, darunter auch einige Ehemalige, und wies darauf hin, daß ein Schulfest mit seinen Darbietungen den Schülern Gelegenheit gäbe zu zeigen, was sie außerhalb des Unterrichts an eigenschöpferischer Leistung zu bieten vermögen.

Die Aufführungen im kleinen Theatersaal zeigten denn auch schöne Leistungen jugendlicher Phantasie und launiger Gestaltungskraft. Man sah ein Märchenspiel nach Grimm, Zauberkunststücke und ein Kasperletheater der Sexta, das den Lehrern Gelegenheit gab, sich selbst mit den Augen ihrer Schüler zu sehen. Die Lehrer nahmen denn auch diese Gelegenheit wahr und waren natürlich in gar keiner Weise böse, versteht sich von selbst für einen erfahrenen, klugen Pädagogen! Schließlich gab es dann noch ein lustiges Spiel vom Schweinehirten, das die Kleinen mit köstlicher Spiellaune darboten.

Am Abend versammelten sich dann die Schüler der Oberstufe mit ihren Eltern und Lehrern im Weinklub zu einem Tanzabend. Schülerinnen der Königin-Mathilde-Schule waren dazu eingeladen worden. So fand das Schulfest einen fröhlichen und beschwingten Abschluß.

Vorstandssitzung

In der Vorstandssitzung am 3. 10. 1954 wurden folgende Beschlüsse gefaßt: 1. Das nächste Kohlessen soll am Sonnabend, dem 27. November 1954, im Hotel Stadt Berlin stattfinden. (Siehe Bekanntmachung.)

2. Im Friederizianer bekommt die Schule Raum für Veröffentlichungen, und das Blatt wird auch den Eltern der Schüler zugestellt. Die Redaktion verbleibt jedoch in Händen der Vereinigung. Die Redaktion der Beiträge aus dem Leben der Schule übernimmt eine Lehrkraft in Zusammenarbeit mit der Schriftleitung des Friederizianers.

3. Die in der Sowjetzone ansässigen Mitglieder der Vereinigung erhalten zum Geburtstag Geschenkpakete.

4. Es soll versucht werden, die alten Schülermützen in einem Glaskasten auszuhängen, evtl. im Hotel „Stadt Köln“.

5. Zur Pflege der verwahrlosten Gräber der Studienräte Schäffer und Giesler stellt die Vereinigung den notwendigen Betrag von 15,— DM im Jahr zur Verfügung.

6. Der Handballmannschaft der Schule wird für einen Trainingslehrgang in Karlsruhe eine Beihilfe von 200,— DM gewährt.

7. Es ist geplant, das Landheim der Schule in der Gegend zwischen Winterberg und Willingen als festen Bau zu errichten. Auch die ehemaligen Schüler sollen aufgefordert werden, dem bereits bestehenden Landheimverein beizutreten, damit der Verein die notwendige solide finanzielle Basis erhält.

Forum

Betr.: Eingesandt Forum Mitteilungsblatt Nr. 11, unterzeichnet: Dr. F. A. D.

Selbstverständlich hat jedes Mitglied unserer Vereinigung das Recht zur sachlichen Kritik an allen Veröffentlichungen unseres Blattes.

Gegen die diktatorischen Zensurgelüste des Dr. F. A. D. lege ich aber Verwahrung ein.

Gerade in unserer Zeit sind sie ein gefundenes Fressen. Und nicht nur für Außenstehende.

C. H. Huchzermeyer

Lieber Dr. F. A. D.!

In Deinem Vorwurf gegen C. H. Huchzermeyer gehst Du, glaube ich, von einer falschen Voraussetzung aus. Selbstverständlich hast Du Recht mit den von Dir angeführten Idealen unserer Jugendzeit: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland. Aber das war nur die moralische Innenseite unserer Studentenzeit und das Moralische versteht sich nach F. Th. Vischer immer von selbst. Es wird Dir aber nicht neu sein, daß gerade in der studierenden Jugend vor dem 1. Weltkriege die fast naturgesetzliche jugendliche Zerrissenheit und Zerstörungslust sich auch gegen manche von Haus überkommenen und in den Verbindungen gepflegten Ideale wandte und ein gewisser wüster und wilder Ton nach außen hin sich im Kreis der Zecher offenbarte. Schon Storm macht in seiner Novelle „Die Universität“ auf diesen studentischen Ungeist aufmerksam, wo er die Herabwürdigungslust der jungen Studenten gegenüber dem Weibe geißelt, und W. Hauff schreibt in den Dir sicher bekannten „Memoiren des Satans“ über das burschenschaftliche Leben in Tübingen 1820 mit den Worten Jean Pauls: „daß die Barbarei, die oft hart hinter dem schönsten, buntesten Flor der Wissenschaften aufsteigt, eine Art von stärkendem Schlammbad sei, um die Überfeinerung abzuwenden, mit der jener Flor bedrohte; ich glaube, daß einer, der erwägt, wie weit die Wissenschaften bei einem Studierenden steigen, dem Musensohne ein gewisses barbarisches Mittelalter, das sogenannte Burschenleben, — gönnen werde, daß ihn wieder so stählt, daß die Verfeinerung nicht über die Grenze geht“.

Von diesem Schlammbad spricht C. H. Huchzermeyer, das war die Außenseite dessen, was ich oben das Moralische nannte, das sich immer von selbst versteht, und dieses Schlammbad (Wirtin- und Bonifatiusverse) ersetzt die heutige Jugend durch Sport- und Motorenfimmel. Was ist nun das Bessere?

Dr. H. H.

Ich habe den Brief aus Uruguay von Rolf-J. Weinberg mit Interesse gelesen. Allerdings hat mich seine scharfe Kritik an dem Brief unseres Ehemaligen Carlos Stodt aus Brasilien etwas befremdet. Rolf-J. Weinberg sagt selbst, daß er Brasilien „nur sehr flüchtig“ kenne, gewissermaßen nur die Außenseite dieses riesigen Landes. Hier in Deutschland finden Artikel über das Schicksal deutscher Auswanderer in Übersee stets interessierte Leser, zumal die Auswanderung wieder zu einem aktuellen Problem geworden ist... Ich hoffe, Carlos Stodt sendet uns gelegentlich einen weiteren Bericht...

B. G. M.

Humor und Unterhaltung

Anekdoten von früheren Lehrern

Fortsetzung aus Nr. 11

Möser, unser lieber, guter „Onkel Möser“! Er war eine Seele von Mensch und sehr fromm. Er wußte uns in den Religionsstunden die Freuden des Himmels in den schönsten Farben zu schildern. So meinte er, daß Englein da droben eine so herrliche Musik machen, daß die Konzerte des Musikvereins gar nichts dagegen seien. Er war auch ein großer Dichter vor dem Herrn, sozusagen der Hauptpoet des Gymnasiums. Aber einmal machte ihm „Ludchen“ Hölscher, nebenamtlich der erste Redakteur des Herforder Kreisblattes, doch Konkurrenz, als er — mit Anspielung auf einen der namhaftesten Herforder Schausteller, die gemeinhin „die Künstler“ genannt wurden und einen weitverbreiteten Ruf hatten — in kleinem Kreise in seiner sarkastischen Art die Verse zum besten gab: „Der größte Künstler ist Herr Öser, der größte Dichter Doktor Möser!“

Lümkemann, der „dicke Paul“ oder „Ohm Paul“. Er war unsre ganze Liebe! Wohl kaum hat ein Lehrer so viel Sinn und Opferbereitschaft für das Wohl und Wehe seiner Schüler — auch oder vielleicht gerade außerhalb der Schule —, so viel Liebe und Verständnis für all das, was das Herz eines Jungen höher schlagen läßt, gehabt wie er. Glückliche alle, die gleich mir von den unteren Klassen mit ihm aufwärts steigen konnten! Unzählige waren die Ausflüge, Kriegsspiele und Schneeballschlachten am Luttenberge, die er mit uns unternahm. Wir holten ihn gewöhnlich vom Hotel Rorig am Bahnhof, wo er zu speisen pflegte, ab, wo uns schon Rorigs großer Bernhardiner, der sich ihm freundschaftlich angeschlossen hatte, erwartete. Einer von uns mußte immer für das „Rauchzeug“ sorgen und war dafür verantwortlich, daß alles Notwendige, die kurze Jägerpfeife, Tabak und Streichhölzer, da war. Unvergesslich ist mir, wie er uns einmal an dem schulfreien Visionstage in einer ziemlich anstrengenden Tagespartie auf den höchsten Berg im Kreise Herford, den Bonstapel, führte, der damals noch fast eine terra incognita war. Denn eine Kleinbahn oder Omnibusse, mit denen man jetzt jene entlegene Gegend erreichen kann, gab es noch nicht. Es mußte von Salzuflen aus alles per pedes apostolorum gemacht werden.

Man erinnert sich in diesem Zusammenhang gern noch mancher früherer Lehrer, die keine so hervortretenden Eigenschaften hatten wie die hier genannten, an Direktor Steusloff, Schatte, Böckelmann, Gottschalk, Ballerstädt und wie sie alle hießen. Sie alle aber waren uns lieb und wert und leben in unserer dankbaren Erinnerung fort.

Richard Fricke

Rollo

Welcher Ehemalige, der vor den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Licht der Welt erblickte, kann wohl beim Aufklingen des obigen Namens ein fröhliches Lächeln unterdrücken?

Da steht er wieder vor uns, der alte Idealist voll innerer Güte, seinem Berufe verschworen. Immer bereit zu verzeihen, aber auch immer wieder erfüllt von Mißtrauen gegenüber den „frechen Lümmels“, die nur das eine Bestreben haben, ihm das Leben schwer zu machen.

Aber er bot ja auch so viel Anlaß und forderte die Frechheit immer von neuem heraus.

Immer wieder ließ er die Bücher kreisen mit den Abbildungen fremder Völker. Und immer wieder hatten hinterher die Negerfrauen gewaltige Vollbärte und zu ihren üppigen Busen auch noch monströse männliche Geschlechtsmerkmale primärer Art, was dann den frechen Lümmels in den unteren Bänken willkommenen Anlaß zu den unschuldigsten Fragen bot.

Wer während des Unterrichts hinaus wollte, mußte ein diesbezügliches Attest haben. Sobald nun solch ein Privilegierter die Klasse verlassen hatte, meldete sich ein zweiter. Und mit tödlicher Sicherheit erfolgte jedesmal die Antwort: „Asko, Du weißt doch, ich lasse nie zwei auf einmal gehen!“

Stolz war er auf seine freiwillige Teilnahme am 70er Kriege. Allerdings hielt er sich nicht mehr soldatisch gerade. Aber tief erbitterte ihn die freche Frage eines Quartaners, ob er einen Buckel habe, weil er auf der Flucht einen Schuß in den Rücken bekommen habe.

Seine Geburtstage stellten die ganze Schule auf den Kopf. Das Pult verschwand in den betreffenden Klassen unter Grün, das meist aus den benachbarten Lehrgärten gehamstert wurde.

Eine Topfblume oder ein Schüsselchen Erdbeeren zierte die Mitte.

An der Tafel stand unter einem Palmenzweig: „gratulamur“. Und wenn er die Klasse betreten hatte, stand in der letzten Bank ein Redner auf, der sich auch durch ein dreimaliges „Skin, du fauler Lümmel“ nicht erschüttern ließ.

Bald rollten die Tränen, zumal ein neuer Lebenswandel versprochen wurde. Und die Gegenforderung, alle noch laufenden Strafarbeiten zu erlassen, wurde großzügig erfüllt.

Freudig erbot man sich dann, die Fülle des Grüns zur Wohnung zu transportieren. „Asso, die Erdbeeren trage ich aber selbst!“

Als er schon nicht mehr im Schuldienst stand, traf man ihn noch im Krokodil. Dort war er ein froher Sänger und wackerer Zecher. Bald hatte er das Präsidium. „Asso, wir singen jetzt das Enderle von Ketsch!“ Dann machten wir denselben fröhlichen Unfug wie einst in der Klasse, und statt der Strafarbeiten wurde man zu Halben und Ganzen verdonnert. „Asko geschenkt“ hieß es dann immer wieder.

Er starb in seiner Wohnung zur selben Stunde wie seine Frau im Krankenhaus.

Ich habe niemanden gekannt, der etwas Böses über ihn gesprochen hätte.

Er hatte keinen Feind.

Carl Heinrich Huchzermeyer

Französisch

Auf meiner Urlaubsinsel im Mittelmeer wird nur französisch gesprochen. Unwillkürlich denkt man da zurück an die Quarta und unsern „Frietze“, der uns die Anfangsgründe dieser wohl lautenden Sprache beibrachte.

me, te, se, nous, vous
setz vor le, la, les stets du,
le, la, les vor lui und leur,
y und en folgt hinterher.

In welchem älteren „Ehemaligen“ erwecken diese Verse nicht Erinnerungen?

Ich denke da z. B. an eine französische Klassenarbeit über den Elefanten.

Unser Mitschüler Hans M. (er fiel im Ersten Weltkriege) empfand es als große Erleichterung, daß der Elefant im Französischen ähnlich benannt wird wie im Deutschen und entschloß sich, zum Heile künftiger Schülergenerationen diesen Weg konsequent weiter auszubauen.

So schrieb er dann l'elfenbein, le russel, le schwanz und mit viel Geschick dergleichen mehr, so daß selbst unser trockener „Frietze“ sich bewogen fühlte, diese extraordinary Leistung persönlich vorzulesen. Nie habe ich ihn so lachen sehen. Aber es gab natürlich eine Fünf. Und hätte es damals schon eine Sechs gegeben, dann wäre diese Zensur bestimmt fällig gewesen.

Doch da muß ich nun die vorausschauende Hellsehergabe unseres alten Professors S. erwähnen. Wie oft sagte er mit seiner dröhnenden Stimme: „Das ist keine Fünf. Das ist eine Sechs! — Nein, eine Sieben!“

Aber dennoch entging dieser seiner Gabe, das im Gemäuer des Ganges der alten Radewiger Mühle versteckte Tintenfaß mit Schultinte, mit der in rasender Eile auf dem Transporte der Hefte zu seiner Wohnung in der Bielefelder Straße manch' schlimmer Fehler glücklich behoben wurde.

C. H. Huchzermeyer

Mitgliederverzeichnis

Neuzugänge:

Anschriftenänderungen:

Verstorben:

Ausgetreten:

Familiennachrichten:

Verlobte:

Eine Tochter wurde geboren:

Am 13. September 1954 wurde unser Vorsitzender Hermann Lümke-
mann 50 Jahre alt. Wir gratulieren!

Liebe Ehemalige!

Am 9. 9. wurde unser alter Lehrer, Herr Professor Schatte, 95 Jahre alt. Auf eine Anregung aus dem Kreise der Ehemaligen hat sich der Vorstand entschlossen, aus diesem seltenen Anlaß dem Jubilar einen Fackelzug darzubringen. Wenn wir auch zunächst ernste Bedenken hatten, ein solches Wagnis zu unternehmen, so hat uns der Erfolg doch recht gegeben. Fast 300 Teilnehmer hatten sich eingefunden. Dies ist nicht zuletzt der Schule zu verdanken, die die Klassen von Quarta an mitgeschickt hatte. Durch diesen Fackelzug sind der Vereinigung naturgemäß Ausgaben entstanden (Fackeln und Kapelle), die zu Anfang des Jahres nicht vorzusehen waren. Die Teilnehmer am Zuge haben zur Bestreitung je 1,— DM beigetragen. Dürften wir alle anderen, die nicht teilnehmen konnten, recht herzlich bitten, doch wenigstens zur Deckung der Kosten auch 1,— DM unserem Konto zu übersenden? Wer es sofort tut, vergißt es nicht und braucht sich dann später seines Vergessens wegen nicht zu ärgern.

Georg Boecker, Kassierer

Bekanntmachung

Am Sonnabend, dem 27. 11. 54, findet das traditionelle Kohlessen der Vereinigung im Hotel „Stadt Berlin“ statt. Der Preis für das Essen soll zwischen 2,— und 2,50 DM liegen. Die Bahn- und Busverbindung zur An- und Abfahrt Auswärtiger sind günstig.

Goldenes Buch

Wir beabsichtigen, das Goldene Buch, in dem die Gefallenen des ersten Weltkrieges verzeichnet sind, fortzuführen und auch alle Gefallenen des zweiten Weltkrieges darin aufzunehmen. Herr Direktor Denecke hat bereits während des Krieges alle ihm bekannt gewordenen Todesfälle aufgezeichnet, für die letzten Kriegsjahre fehlen uns jedoch fast alle Anzeigen. Wir bitten alle Ehemaligen herzlich, uns die Daten und Namen derjenigen ehemaligen Friederizianer aufzugeben, von denen sie wissen, daß sie gefallen oder vermißt sind, nach Möglichkeit auch die Anschrift der nächsten Angehörigen. Nur wenn alle mithelfen, kann das Buch vollständig werden, und das sind wir allen unseren Gefallenen schuldig.

Die Angaben erbitte ich an das Friedrichs-Gymnasium.

Brumberg

Berichtigungen zu Nummer 11:

Seite 1, Absatz 2, Zeile 1/2 statt Berufen: Bereichen. Seite 2, Absatz 2, Zeile 2: früher statt vorher. Seite 2, Absatz 3, Zeile 1 statt je: ja. Seite 5, Zeile 1 statt handwerklichen: charakterlichen. Seite 5, Absatz 3, Zeile 6 von unten: Klüfte statt Kräfte. Seite 6, Zeile 3 statt stelle: stellt.

Konten der Vereinigung:

Stadtparkasse Herford 3978 - Postscheckamt Hannover 129171.

Nachruf

Am 4. Oktober 1954 verstarb plötzlich und unerwartet Studienrat Dr. phil. Hans Helmecke aus Hamburg-Wohldorf an einer Lungenembolie nach einer eine Woche vorher durchgeführten Operation eines eingeklemmten Harnleitersteines im 64. Lebensjahre. Er studierte in Tübingen WS 1909/10 3 Semester und ging dann nach Münster und machte dort sein Staatsexamen. Seit Ende des 1. Weltkrieges war er in Hamburg als Studienrat tätig. Seine erste Frau starb kurz nach der Geburt eines Sohnes an einer Grippe; aus der zweiten Ehe stammen drei Töchter.

Mitten aus seinem Schaffen hat ihn der Tod herausgerissen, als er noch in der vollen Kraft seiner Mannesjahre stand. Er war ein gerader, aufrechter Charakter, der innerlich sehr mit seiner Heimat und seinen Friederizianern verbunden war; er verdient es, daß wir ihm für seine Treue ein ehrendes Andenken bewahren.

Dr. W. Heipmann.